Kiel, der stolzeste Kriegshafen Deutschlands, in Wort und Bild.

Krupp-Werft und Handelshafen. — Holsten-Straße. — Der Fischmarkt.

Krupp-Werft und Handelshafen.

Die Schnelligkeit mit der sich das Wachsthum Kiels vollzog und die dringende Nothwendigkeit, dem jeweiligen praktischen Bedürfnis Rechnung zu tragen, brachten es naturgemäß mit sich, daß man zunächste nicht nur auf die Schönheit der Architektur, sondern auch auf eine Planmäßigkeit in der Charakterisirung der Straßen und Häuserviertel verzichtete, so daß heute in dem ersten breiten Bauring, der um die Stadt gelegt wurde, vornehmere und lebhaftere und einförmige Partien kraus und bunt durcheinander gefelt erscheinen. Dieser Willkürlichkeit wurde erfreulicherweise ein Ende bereitet, als der bekannte Städtebaumeister Geheimrath Stübben für Kiel einen einheitlichen Bebauungsplan ausgearbeitet hatte, der das Aussehen der einzelnen Stadttheile im Voraus festlegte und namentlich auf die Zufuhr von Licht und Luft abzielte. Neben den Villenvierteln, die von jeher eine Zierde des Stadt-Rayons waren, nun aber die Wege zugewiesen erhielten, sich planmäßig auszuwachsen, entstanden breite alleeartig bepflanzte Straßenringe, weite Plätze und vor allen reichliche Schmuckanlagen. Das kaiserliche Kiel von heute ist eine neue Stadt; das alte Kiel der dänischen, der Gottorper oder gar der Schauenburger Zeit ist bis auf wenige Reste vom Erdboden verschwunden.

Die Hauptstraße der Altstadt ist die Holstenstraße; durch die Fleethörn oder die Holstenbrücke kommt man zum Neumarkt, wo das vier Millionen-Rathhaus steht. Der Mittelbau enthält die Repräsentationsräume der Stadt, nämlich den großen Kollegiensaal, die Arbeitszimmer der Bürgermeister, die Rotunde und den Wandelgang. Das Mauerwerk des Thurmes ist 75 m, die Spitze 27 m hoch. Man achte auf das Glockenspiel der Thurmuhr; dem Vierklang ist folgende Deutung gegeben worden: „De Klock, de sleiht. De Tied, de geiht. Ri to veel Quark. Frisch Hand an't Wark."

Eine herrliche Umgebung schmückt die Stadt ringsum. Das köstlichste landschaftliche wie wirthschaftliche Kleinod aber war von jeher und ist und bleibt im Osten die blaue Förde im Schmuck ihrer gewappneten Macht. Da fahren wir von den zu warmer Sommerzeit stets stark belebten Seegartenbrücken nordwärts, genießen, nunmehr von der Wasserseite, den Anblick des frischgrünen, von blanken Villen durchleuchteten Düsternbrooter Ufers, von dem aus das breit ausladende Gebäude der Marineakademie und davor das Standbild des Großen Kurfürsten auf die blaue Fluth hinausschauen.

Und wie am Westufer, so entwickelt sich am Ostufer der Förde ein überaus buntes Bade-, Touristen- und Ausflüglerleben: in Laböe, dem großen, schönen Probsteier Küstenort und Hafenplatz; darüber hinaus in dem freundlichen Stein und am weiter entlegenen Schönberger Strand; fördereinwärts in den idyllischen Küstendörfern Möltenort und Heistendorf und am Strande von Mönkeberg. Malerischer als das westliche ist das östliche, bald hohe, bald niedere Ufer der Binnenförde; hoch auf steilem Hange grünt die Waldung der Möltenorter Gründe, flach gleitet der Buchenbestand von Kitzeberg mit seiner vornehmen Villenkolonie an die See. Weiter südlich aber wird die Natur von der Kultur abgelöst, einer unablässig hämmernden, pochenden, stoßenden, stampfenden, kreischenden Kultur. Denn nur unterbrochen durch die Einmündung des Schwentinelaufes, dessen landeinwärts bald romantisches, bald idyllisches, von der Mündung bis zur Quelle mit Landschaftsreizen über die Maßen gesegnetes Thal zu kürzeren oder weiteren Ausflügen einlädt, ist nunmehr das ganze Ostufer bedeckt von den drei großen Kieler Werften, den Howaldswerken im Norden, der riesigen Staatswerft in der Mitte und, an diese anschließend, der Kruppschen Germania-Werft im Süden.

Die Kaiserliche Werft ist das größte deutsche Schiffbautechnikum. Sie liegt auf der östlichen Seite des Hafens in den Stadttheilen Gaarden und Ellerbek und erstreckt sich bis zur Schwentinemündung. Das 240 ha große Gebiet, einschließlich des Außen-, Innen- und Torpedobootshafens, der Baubassins sowie Docks, wird eingetheilt in Nordwerft, Südwerft, Werftaufenhafen und Werftinnenhafen. Geleitet wird die Werft von einem Flaggoffizier (Vize- oder Kontreadmiral) als Oberwerftdirektor. Sie hat die Aufgabe, neue Schiffe und Fahrzeuge zu bauen, beschädigte zu repariren, veraltete zu modernisiren, nicht im Dienst befindliche zu erhalten und zur Indienststellung bestimmte auszurüsten. Um diese Aufgaben zu erfüllen, besitzt die Werft Schwimm- und Trockendocks zum Untersuchen und Ausbessern des Unterschiffes, sowie Hilfsmittel aller Art: schwimmende und feste Krähne für an Bord zu gebende oder von Bord zu nehmende schwere Lasten, Schlepp- und Pumpendampfer, Taucher-Prähme, Dampfer und Prähme für den Transport von Kohle, Oel, Wasser und Munition. Die Einfahrt vom Hafen in die Werft ist 100 m breit. Nordwerft und Südwerft sind durch eine Schwebefähre für Personen- und Materialtransport verbunden. Außer den großen Werkstätten des Schiff- und Maschinenbaues, sowie den Werkstätten anderer Ressorts sind die großen Trockendocks sehenswerth. Die Besichtigung der Kaiserlichen Werft ist deutschen Staatsunterthanen gestattet und man soll nicht verfehlen, außer der Werft den auf einer Anhöhe gegenen Arbeiter-Park mit dem Erholungshaus, in dem sich Restaurant, Theatersaal, Lese- und Musikzimmer befinden, zu besuchen. Gegen wird die Besichtigung der Germania Werft, die Eigenthum der Firma Krupp in Essen ist, Niemandem erlaubt. Die, wie erwähnt, dem Bau von Linienschiffen, Kreuzern, Torpedo- und Unterseebooten für Deutschland und für fremde Marinen dienende Werft beschäftigt 4500 Arbeiter. Neben vier überdachten Hellingen besitzt diese Werft noch vier offene für den Großschiffbau, auf denen Schiffe bis 240 m Länge gebaut werden können. Der große Krahn hat eine Tragkraft von 200 Tonnen (à 1000 kg). Den großartigen Anlagen der Werft entsprechen die Wohlfahrtseinrichtungen, die die Firma Krupp für ihre Arbeiter geschaffen hat. An der Prenzer Chaussee liegt die Kruppsche Arbeiterkolonie, die etwa 1400 Wohnungen umfaßt.

Die Howaldtswerke nördlich der Schwentinemündung bauen Kriegs- und Handelsschiffe für das In- und Ausland, sind auch ausgiebig mit Reparaturarbeiten beschäftigt. Der 50 m hohe Krahn hat eine Ausladung von 45 m, hebt über 1500 Tonnen und kann auf jeder Seite der Mole drei nebeneinanderliegende Schiffe gleichzeitig bedienen. Auf der Schwentine liegen zwei Schwimmdocks. Die Zahl der Arbeiter beträgt 3000.

Die Schiffswerft von Stocks & Kolbe an der Schwentine beschäftigt 300 Arbeiter. Sie baut kleinere Schiffe und betreibt ein umfangreiches Reparaturgeschäft. — Die Werften von Scharstein in Dietrichsdorf und C. Waap in Alt-Heikendorf bauen Motor-, Segel- und Ruderboote.

Mehr als 16,000 Arbeiter, dazu ein Heer von Beamten und Angestellten finden auf diesen Werften ihr tägliches Brot beim Bau und bei der Reparatur und Ausrüstung der gewaltigen Schiffsriesen für die Kriegs- und Handelsmarine. In langen, dunkeln Zügen strömt die Arbeiterschaft allmorgendlich diesen mächtigen industriellen Anlagen zu, um sich über die Hellinge, die unzähligen Werkstätten, Docks, Bassins und Magazine zu vertheilen und Werthe schaffen zu helfen, die dem deutschen Vaterlande zugute kommen, und aus deren Herstellung die Marinestadt Kiel ihren vor 50 Jahren — da sie ihren Ruhm und Reichthum aus der Sprotten- und Bückling-Fischerei schöpfte — nicht geahnten wirthschaftlichen Nutzen zieht.

Williams vs. William . . . auch eine Art Skandalprozeß, diese neueste Phase der albanischen Krisis.

Im Dienst der Kunst.

Skizze von **Anna Lahr.**

Der Alltagslärm der Straße klang dumpf durch die geschlossenen Fenster herein in das Zimmer, in dem wir am Theetisch saßen. Es war Clotildes Zimmer, und wir hatten lange nicht so zusammen gesessen.

„Du verdienst gut, nicht wahr?" fragte sie.

„O ja, in dieser Beziehung kann ich nicht klagen."

„Und doch bist Du nicht zufrieden!" sagte ich, vielleicht etwas ungeduldig.

„Nein, ich bin nicht zufrieden," gab Clotilde zu.

„Aber warum nur?" drängte ich wieder. „Hast Du nicht selber die Kunst von Kindheit an als Deinen eigentlichen Beruf angesehen?"

„Eben darum."

„Ich verstehe Dich nicht. Lebst Du denn nicht dieser Kunst? Hast Du nicht, was Du Dir immer gewünscht hast? Wenn Du nicht selber schaffst — man kann ja doch nicht immer schöpferisch thätig sein! —, dann theilst Du anderen von Deinem Können mit. Was ist schließlich auch Unterrichten anders als ein Sichselbererkennenlernen? Dieses Geben, um zugleich erneut zu empfangen, herrlich muß es sein."

„Müßte es sein."

„Wie? Ist das nicht für Dich?"

Clotilde lächelte still und ein bischen traurig, wie jemand, der sich in Unabänderlichkeiten gefunden hat. „Das ist ein langes Thema," begann sie endlich, „ich setze Dir das noch einmal näher auseinander. Aber die ersten Stunden des Wiedersehens wollen wir uns lieber nicht damit verderben."

Eine schrille Klingel unterbrach sie.

„Besuch?" fragte ich.

„Es scheint so. Ich höre Emma schon hingehen und öffnen."

Gleich darauf that sich die Stubenthür auf.

„Fräulein Meinberg," meldete das Dienstmädchen.

„Ich lasse bitten," nickte Clotilde. „Eine Schülerin," erklärte sie mir.

„Soll ich Euch allein lassen?"

„Nein, bleib, ich bitte Dich! Ich weiß nicht, was sie will. Aber es wird wohl nicht lange dauern. Und da lernst Du gleich einmal eins der Mädchen kennen, die ich unterrichte."

Eine paar Augenblicke später trat eine junge Dame ein. Sie war nicht hübsch, aber nach der letzten Mode und ziemlich kostspielig gekleidet.

Nachdem sie Platz genommen hatte, kam sie gleich zur Sache: „Es handelt sich um ein Geschenk," fing sie an, indem sie sich zu Clotilde wandte, „über das ich Ihren Rath hören möchte. Eine Cousine von mir hat in einem Monat Hochzeit, und da ich eingeladen bin, muß ich etwas Nettes schenken."

„Ich sah meine Freundin erstaunt an. „Seit wann bist Du Beratherin für Hochzeitsgaben?" fragte mein Blick. Aber sie schien durch die Zumuthung der jungen Dame nicht im Geringsten betroffen zu sein. Ein Künstler in einer Kleinstadt wird immer ein wenig als „Arbiter elegantiarum" in Anspruch genommen.

„Was hatten Sie sich denn selber gedacht?" fragte sie vollkommen freundlich.

„Ich hatte natürlich an etwas Gemaltes gedacht."

Hier war es mir, als ob ein leichter Schrecken über Clotildes Züge flöge. Ich kann mich aber auch geirrt haben.

„So, so! Was denn etwa zum Beispiel?"

„Nun, natürlich darf es nicht zu klumpig aussehen. Bloß so ein paar gepinselte Blümchen wie zu Geburtstagen — das geht nicht gut. Ich dachte, wenn ich vielleicht eine Landschaft nähme?"

„Sie haben einen Monat Zeit, sagen Sie?" fragte Clotilde sanft.

Aber die milde Warnung wurde nicht verstanden. „Ja, Zeit habe ich noch die Menge," entgegnete Fräulein Meinberg mit Ruhe. „Ich wollte nur etwas früh damit anfangen. Nachher hat man so viel mit der Schneiderin zu thun, und wenn man sich dann hetzen muß, dann wird das Kleid schlecht."

„Ach so, ich dachte, das Bild," konnte ich nicht unterdrücken.

„Ja, das vielleicht auch," gab die junge Dame zu. „Das wäre auch ein Nachtheil."

„Zu einem dekorirten Gebrauchs- oder Luxusgegenstand hätten Sie keine Lust?" fragte Clotilde vorsichtig.

„Ach nein!" kam es etwas gedehnt. „Eigentlich nicht. Porzellan zum Beispiel bekommt meine Kusine schon haufenweise. An Bildern dagegen fehlt's ihr. So ein Bild, das macht eine neueingerichtete Wohnung gleich gemüthlich."

„Und es macht auch ordentlich was aus," warf ich ein.

„Ja, das ist es gerade," rief die junge Dame, erfreut, bei mir Verständnis zu finden. „Denken Sie nur, eine andere Verwandte arbeitet eine ganze Tischdecke in Richelieustickerei. Da würde ich ja rein ausgestochen, wenn ich nicht auch was Aparties brächte. — Außerdem wäre es mir auch angenehm wegen der übrigen Verwandtschaft."

Auf unsere fragenden Blicke hin fuhr sie fort: „Sie müssen wissen, in unserer Familie sind sie alle so dagegen gewesen, daß ich das Malen anfing. Nur Mama nicht. Die malt zwar auch nicht selber; aber sie singt, und darum hat sie Verständnis für Kunst. Aber die andern alle — lieber Gott! Man hat es wirklich gar nicht einmal so leicht, sein Talent durchzusetzen, das sehe ich jetzt an mir selber. Also wegen der anderen wäre es mir sehr lieb, wenn ich ein Bild schenken könnte, damit sie einmal etwas von mir zu sehen bekämen."

„Ich verstehe," nickte Clotilde.

„Schon jetzt stelle ich mir die Gesichter vor, die sie machen werden, wenn sie die Landschaft sehen und dabei hören, die ist von mir. Glauben Sie nicht auch, daß ich Eindruck damit machen werde?"

„Das kommt auf die Auffassungsgabe der Beschauer an," versetzte Clotilde mit mehr Diplomatie, als ich ihr zugetraut hätte.

„Das ist wahr," entgegnete die junge Dame naiv. „Auf allzuviel Auffassung darf ich nicht rechnen. Aber wissen Sie, ich denke mir, wenn das Bild sich nett eingerahmt präsentirt, dann imponirt es doch."

„Sehr wahrscheinlich."

„Ja, und was nun das Bild selber angeht, da dachte ich an etwas Modernes. Haben Sie in der letzten Ausstellung die Heidelandschaft von Reuter gesehen?"

„Gewiß. Es war eines der besten Werke, vielleicht sogar das beste. Reuter ist ein großer Künstler."

„Na ja, so etwas wollte ich machen. Ein Stückchen Heide mit Birken. Das Ganze ein bischen flott und großzügig gemalt. Und einen modernen Rahmen dazu, nicht altmodisch golden, versteht sich, sondern etwas Eigenartiges, was zu so einem raffigen Sujet paßt." — —

Als sie schied, war alles vereinbart.

„Na, dann kann ich ja morgen in der Stunde gleich anfangen," schloß sie. „Die Aussprache hat mich doch ordentlich erleichtert. Was bin ich doch froh, daß ich mich zu einem Bild entschlossen habe! Solange ich mir den Kopf nach einer passenden Handarbeit zerbrach, schwebte mir immer die Richelieudecke wie ein Gespenst vor. Immer mußte ich denken: Dagegen kannst Du nicht an! Rein verzweifelt war ich. Und nun — nun bin ich mit einem Male gerettet. Eine Malerei, das ist doch jedenfalls reichlich so originell und geht so viel schneller! Und dann bin ich dabei auch ganz sicher, daß es keinem einfallen kann, dasselbe zu schenken. In unserer Familie malt niemand weiter. Das ist wirklich ein Glück."

„Ja, das ist wirklich ein Glück," wiederholte Clotilde mit einem undurchdringlichen Gesichtsausdruck. — — — — —

Als wir wieder allein waren, begann Clotilde die Unterhaltung: „Da wir nun ja doch einmal bei der Kunst sind, so kann ich Dir meinetwegen auch gleich auseinandersetzen, warum ich meiner Thätigkeit nicht die Begeisterung entgegenbringe, die Du von mir erwartest."

„Nein, laß nur," unterbrach ich rasch und beschämt. „Ich habe begriffen. Ich habe vollkommen begriffen."

Das Verhalten beim Gewitter. Alljährlich wird eine nicht geringe Zahl von Menschen durch Blitzschlag getödtet, weil sie nicht wissen oder nicht beachten, wie sie sich während eines Gewitters verhalten sollen. Zunächst ist es sicherer, in einem Hause als im Freien zu verweilen; die meisten Menschen werden erschlagen, während sie sich unter freiem Himmel befinden. Wenn man von einem Gewitter überrascht wird, zögere man nicht, nahe bei oder unter einem Baume Schutz zu suchen, weil man gehört hat, daß das gefährlich sei. Diese Warnung ist aber nur berechtigt, soweit es sich um einen einzeln stehenden Baum handelt, da der Blitz stets den höchsten Punkt innerhalb eines gewissen Umkreises trifft. Mitten in einem Walde ist man dagegen sehr gut geschützt; ein Baum in einem solchen wird nur selten getroffen. Gewisse Bäume sind in dieser Hinsicht übrigens gefährlicher als andere. So schlägt der Blitz z. B. weit häufiger auf Eichen nieder als auf Buchen. Ulmen sind fast ebenso gefährlich wie Eichen. Man vermeide auch größere Menschenmengen, ebenso wie Thierherden. Aus irgend einem Grunde — wahrscheinlich infolge der von den lebenden Körpern aufsteigenden Wärme — schlägt der Blitz ziemlich häufig gerade auf größere Mengen von Menschen und von Thieren ein.

— Das Erröthen kann simulirt werden, das Blaßwerden nicht.

Das Diktionär.

Humoreske von **Leon Kanrof.**

Zwei Uhr. Guy de la Vague, der kleine Graf, fährt in einer Droschke, die mit großen Kartons und kleinen verschnürten Paketen überladen ist, nach Hause. Er überlegte den Wortlaut der Karten, die er jeder Sendung beilegen will.

„Also für die Komtesse die Meißener Vase mit Blumen und ein paar begleitenden Worten . . . seiner Sympa . . . Sympathie versichernd, in Ergebenheit . . . Zum Teufel, wie schreibt sich denn Sympathie? Auf der Schulbank habe ich es gewußt, aber das ist so lange her, und ich habe kein Diktionär zu Hause!"

Der Wagen kommt an der Rue Richelieu vorbei.

„Ach, ich bin dumm, da ist ja die städtische Bibliothek, die müssen doch ein Wörterbuch haben. Kutscher fahren Sie zur Bibliothek!"

Der Kutscher hält vor dem Gebäude. Guy steigt aus, tritt in den Hof ein und gelangt in ein Vorzimmer mit großer Glasthür, hinter der, den Kopf in die Hand gestützt, eine große Zahl Lesender in ihr Buch vertieft ist.

Eine Stimme aus einem Winkel des Vorzimmers: Mein Herr, mein Herr, bitte Ihren Spazierstock!

Guy (ärgerlich): Ach, wozu denn? Ich gehe gleich wieder heraus. Ich will nur ein Wort im Wörterbuch nachsehen.

Die Stimme: Das macht nichts, das ist hier Anordnung.

Guy: Also gut. (Er giebt seinen Stock ab.) Ich bin auf diese Weise schon um fünf Regenschirme gekommen.

Guy stürzt eilig in den Studiersaal, ein Portier hält ihn an: Ihre Karte, bitte!

Guy: Meine Karte? Aber bitte, ich will doch Niemanden einen Besuch abstatten!

Der Portier (ernst): Ihre Eintrittskarte!

Guy: Was, ich brauche eine Eintrittskarte? Aber ich will doch nur ein Wort im Diktionär nachschlagen!

Der Portier: Das ist hier Anordnung! Gehen Sie den Gang rechts hinunter, an der Galerie links vorbei, den Korridor entlang, die sechste Thür, dort ist die Administration!

Guy: Wenn ich gewußt hätte, daß ich soviel Geschichten machen muß, um ein Wort im Diktionär nachzuschlagen . . . Also hier ist es.

Guy tritt furchtsam ein. Die Administration sitzt vor einem beladenen Schreibtisch und begrüßt Guy mit Anstand.

Guy: Verzeihen Sie, mein Herr, es wurde mir gesagt, daß ich für die Bibliothek eine Karte gebrauche.

Die Administration: Jawohl, mein Herr . . .

Guy: Kann ich eine bekommen?

Die Administration: Aber gern, mein Herr. Sie reichen eine schriftliche Eingabe ein, man wird Ihr Gesuch prüfen, und in vierzehn Tagen . . .

Guy (entsetzt): Vierzehn Tage? Aber, mein Herr, ich will doch nur schnell ein Wort im Diktionär nachschlagen! . . .

Die Administration: So, wenn es sich um eine Auskunft handelt, werde ich Ihnen eine Karte ausschreiben, aber nur für einmal gültig! So bitte, mein Herr!

Guy bedankt sich und geht, hinter Administration lächelnd an die Thürgeleitet, hinaus. Er kommt wieder in den Studiensaal, nachdem er sich dreimal verlaufen, und zeigt stolz seine Karte vor, die man genau prüft und dann annimmt. Dafür erhält er ein weißes Blatt Papier, das er für einen Prospekt hält und achtlos in die Tasche steckt.

Guy: Geben Sie mir, bitte, den Diktionär. Ich will etwas nachlesen.

Der Portier: Wenden Sie sich, bitte, an den Herrn dort drüben am Ende des Saales.

Guy: Am Ende des Saales? Gut.

Er durchquert den immensen Saal auf Fußspitzen, um die Lesenden nicht zu stören. Ab und zu treffen ihn prüfende Blicke, weil seine Stiefel knarren. Ganz roth vor Verlegenheit gelangt er ans andere Ende des Saales und kommt an ein Comptoir, in dem ein alter Mann mit dunkler Perücke thront.

Guy (zögernd): Verzeihen Sie, bitte, ich möchte gern ein Diktionär nachschlagen.

Der alte Mann: Wo ist Ihr Zettel?

Guy: Was mein . . .?

Der alte Mann (ärgerlich): Zettel!

Guy: Was für ein Zettel denn?

Der alte Mann: Der Portier muß Ihnen doch einen Zettel gegeben haben.

Guy (in seinen Taschen tastend): Ach ja, jetzt weiß ich; ich hielt das für einen Prospekt. Hoffentlich habe ich den Zettel nicht weggeworfen. Nein, hier ist er.

Der alte Mann: Bitte, füllen Sie ihn aus. (Guy nimmt gehorsam einen Federhalter und schreibt seinen Namen, Stand und Adresse.)

Guy: So bitte. Kann ich jetzt das Diktionär bekommen?

Der alte Mann (nachdem er den Zettel gelesen hat): Und Ihre Nummer?

Guy: Habe ich denn die nicht aufgeschrieben? Nummer 52.

Der alte Mann (schreibend): Die muß auch drauf stehen . . . 52.

Guy: 52, Rue Taitbout.

Der alte Mann: Was Rue Taitbout? Ich will doch nicht Ihre Hausnummer wissen, sondern Ihre Platznummer!

Guy: Meine Platznummer? Welche Platznummer?

Der alte Mann: Die Nummer Ihres Platzes! Wo sitzen Sie?

Guy: Gar nicht!

Der alte Mann: Also nehmen Sie sich einen Platz.

Guy findet schließlich direkt am Ofen einen freien Platz. Er merkt sich die Nummer und bringt dem alten Mann seinen endlich ausgefüllten Zettel.

Der alte Mann: Und was wollen Sie nun? Sie haben nicht aufgeschrieben, welches Buch Sie wünschen.

Guy: Aber ich sagte es Ihnen doch bereits . . . ich will nur ein Wort im Diktionär nachschlagen . . .

Der alte Mann: Schreiben Sie es auf.

Guy will auf den Zettel schreiben, der alte Mann reißt ihn ihm aus der Hand: Nicht darauf!

Guy (aus dem Häuschen gebracht): Ach Gott, nein!

Der alte Mann (gedämpft, doch noch immer wüthend): Auf den Zettel, der da vor Ihnen auf dem Tisch liegt.

Guy stürzt mit der Entschlossenheit eines Verzweifelten an den bezeichneten Tisch. Grüne und weiße Karten liegen dort mit der gleichen Aufschrift: „Verlangte Bücher." Guy nimmt einen und schreibt: „Ein Diktionär, ganz gleich, welches." Dann bringt er dem alten Mann den Zettel.

Guy: So, ich hoffe, daß jetzt . . .

Der alte Mann (vor Wuth): Nein, es ist nicht zu glauben! Sie machen das scheinbar absichtlich . . . Sie sitzen auf der rechten Seite und schreiben eine weiße Karte . . .

Guy: Nun und?

Der alte Mann: Für die rechte Seite sind die grünen Karten!

Guy schreibt eine grüne Karte aus und ist entschlossen, diesmal Schluß zu machen.

Der alte Mann (liest die Karte): So, jetzt setzen Sie sich. Man wird es Ihnen hinbringen.

Der alte Mann übergiebt die grüne Karte einem Diener. Guy setzt sich, in Schweiß gebadet, an den Ofenplatz. Die Uhr schlägt halb drei.

Guy: Nein, es ist nicht zu glauben, halb drei. Jetzt sitze ich hier eine halbe Stunde. Ich warte nicht länger.

Er will gehen. Der Aufseher hält ihn an der Thür auf.

Der Aufseher: Bitte, wohin wollen Sie?

Guy: Hinaus, ich habe genug von Ihrer Kiste!

Der Aufseher: Ihren Zettel, bitte!

Guy: Was, meinen Zettel? Den habe ich vorhin abgegeben.

Der Aufseher: Nun, dann fordern Sie ihn zurück. Sie können sonst nicht fortgehen!

Guy: Was, ich kann sonst nicht fortgehen? Sie halten mich wohl für einen Dieb?

Der Aufseher: Das ist hier die Anordnung!

Guy (auf seinen Platz zurückkehrend): Also kann ich nicht einmal mehr fortgehen! Nein, war das ein Einfall, hierher zu gehen!

Er setzt sich wieder. Nach Ablauf von zehn Minuten bringt man ihm endlich einen dicken Band. Er schlägt ihn auf und liest: Technologisches Wörterbuch A—F.

Guy (wüthend): Nein, so etwas! Erst vertrödelt man die Zeit, dann bringen sie einem ein falsches Buch!

Rufe, wie: Pst! Ruhe! Hinaus! u. s. w.

Guy (sich nicht mehr beherrschend): Verflixte Bande! Da habt ihr euer Diktionär wieder!

Er schlägt das Buch auf den Tisch auf und wirft dabei mehrere Tintenfässer über die Bücher der Studirenden. Zwei Aufseher springen hinzu, führen den vor Wuth schäumenden Guy hinaus und übergeben ihn einem Polizisten.

Guy (sich sträubend): Ich werde es Ihnen erklären . . . ich wollte nur ein Wort im Diktionär nachschlagen . . . Ich bin kein Dieb . . . Sehen Sie doch, mein Wagen wartet dort auf mich!

Der Polizist: Ach, das ist Ihr Wagen mit den vielen Paketen! Und Sie wollen noch behaupten, daß Sie kein Dieb sind! Vorwärts, marsch, zur Wache!

Und gefolgt von der Droschke, deren Kutscher fürchterlich auf ihn schimpft, hält Guy einen triumphirenden Einzug auf der Wache.

Nothwendige Erfindungen.

Eine Gelegenheit für kluge Köpfe zum Reichwerden.

Im Jahre 1850 wurden vom Patentamte in Washington 903 Patente bewilligt; im Jahre 1880 war die Zahl der Patente auf 13,947 gestiegen; nach 20 Jahren (1900) hatte sich die Zahl fast verdoppelt: 26,499 und im Jahre 1910 betrug sie 35,030. Man wird nicht fehlgehen, wenn man sie jetzt auf nahezu 50,000 schätzt. Und trotz dieser staunenswerthen Anzahl Erfindungen giebt es doch noch immer eine ganze Reihe Dinge, die dringend nothwendig wären und noch nicht erfunden sind. Findige Köpfe könnten sich ein Verdienst um die Menschheit erwerben und gleichzeitig eine unerschöpfliche Einnahmequelle erschließen, wenn sie unter anderem die folgenden Sachen erfinden möchten:

Einen elektrischen Kragenknopf, der in dem Moment, in dem er aus der Hand des Besitzers auf den Boden fällt, selbst thätig zu leuchten beginnt.

Einen magnetischen Hausschlüssel, der ganz allein das Schlüsselloch findet und sich automatisch in dasselbe fügt.

Eine Hausglocke, die nicht läutet, wenn Hausirer, Kollektoren, unwillkommene Gäste oder unangenehme Verwandte klingeln.

Ein Automobil, das an Bahnübergängen unbeweglich stehen bleibt, wenn ein Zug naht.

Einen Cocktail, der — sobald der Mann, der ihn bestellt, genug hat, im Munde des Trinkers seine berauschende Wirkung verliert.

Ein Bankkonto, das in dem Augenblick, in dem es überschritten ist, sich ohne Zuthun seines Inhabers wieder auffüllt.

Ein Gegenstück zu der nicht wieder füllbaren Flasche: eine sich niemals völlig leerende Flasche.

Einen Damenhut, der ohne irgendwelche Aenderungen immer modern bleibt.

Einen Schallfänger, den man dem Baby rasch und schmerzlos über den Mund stülpen und mit dem man so der allgächtlichen Ruhestörung ein Ende machen kann.

Einen Pfeilerspiegel, in dem sich Jeder von oben bis unten genau so sehen kann, wie er wirklich ist.

Ein Mundstück für die, die ein zu großes haben.

Einen Reduzir-Stiefel für Leute, die auf einem zu großen Fuße leben.

Ein noch größeres Einmaleins, vermittels dessen man die unzulänglichen Einnahmen mit der Lebensitheuerung in Einklang bringen kann.

Einen Schwamm, mit dem man gewissen Hetzern und Schwätzern den ungewaschenen Mund reinigen kann.

Eine Brille, die die Liebenden schon vor der Ehe von ihrer Blindheit kurirt.

Einen Alarmapparat, der sich sofort in Bewegung setzt, wenn die günstige Gelegenheit oder das Glück anklopft.

— Nach einer Meldung dänischer Blätter aus Island ist der seit Längerem erwogene Plan, einen Lehrer für deutsche Sprache und Literatur für die Universität Reykjavik zu gewinnen, jetzt als gesichert anzusehen. Zum Herbst wird ein deutscher Akademiker den neuen Lehrstuhl in der isländischen Universität besetzen. Nach den dänischen Meldungen wird das Deutsche Reich voraussichtlich die mit der Anstellung verbundenen Aufwendungen übernehmen.